



Illustrierte Wochenschrift für das katholische Volk,

insbesondere für die Verehrer der hl. Familie und die Mitglieder des von Papst Leo XIII. eingeführten „Allg. Vereins der christl. Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth“.

Augsburg, Sonntag den 30. Juli 1899.

„Die katholische Familie“ erscheint wöchentlich, 16 Seiten stark; Preis vierteljährig mit der Beilage „Das gute Kind“ nur 50 Pfg.; bei direktem Parteibezug billiger. Alle Post-Expeditionen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Jeden Donnerstag wird das Blatt ausgegeben und versendet. — Inserate: die einpaltige Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg.

Kirchlicher Wochentalender.

Sonntag 30. Juli. 10. Sonntag nach Pfingsten. Abdon und Sennen, Martyrer, † 250. Hatbrand, Abt, † 1198. Julitta, Martyrin, † 303.
Montag, 31. Juli. Ignatius von Loyola, Ordensstifter, † 1556. Germanus, Bischof, † 448. Johannes Columbinus, Ordensstifter, † 1367.
Dienstag, 1. August. Petri Kettenfeier. Die sieben Makabäischen Brüder.
Mittwoch, 2. August. Alphons von Liguori, Kirchenlehrer, † 1787.
Donnerstag, 3. August. Auffindung des Leibes des hl. Erzmartyrers Stephanus. Urdia, Petrus von Anagni.
Freitag, 4. August. Dominikus, Ordensstifter, † 1291.
Samstag, 5. August. Maria zum Schnee, Abt, Erzbischof, † 752. Oswald, Kirchenlehrer und Martyrer, † 642.

geht aber auch hinein, um zu hören, um Gottes Wort zu vernehmen und so den Glauben in's Herz zu pflanzen. Denn „der Glaube kommt vom Hören, das Hören aber von der Predigt des Wortes Gottes“. (Röm. 10.) Woher der Prediger die Glaubenslehren nimmt, das haben wir oft genug gehört; Schrift und Tradition sind die beiden Quellen. Die Tradition hat uns nun lange genug beschäftigt. Zuletzt haben wir von den ältesten Zeugen derselben nach den Aposteln gesprochen, besonders von Polykarp von Smyrna (am 8. S. n. Pf.). Von den späteren Vätern können wir in dieser Ausführlichkeit nicht reden, das würde viel zu weit führen. Denn aus den Jahrhunderten nach der Verfolgung sind uns viel mehr Schriften erhalten. Damals blühten jene gelehrten Kirchenväter, die mit dem Ehrennamen Kirchenlehrer ausgezeichnet wurden. Unter ihnen ragen vier im Morgenlande und vier im Abendlande durch ihre Bedeutung so hervor, daß sie die großen Kirchenlehrer genannt werden. Es sind im Morgenlande St. Athanasius der Große von Alexandrien († 373) St. Basilus der Große von Cäsarea († 379), St. Gregor von Nazianz († 389), St. Johannes

Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

[Nachdruck verboten.]

Evangelium: Der Pharisäer und der Zöllner
Lut. 18.

„Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten.“ Auch du, lieber Leser, gehst in Gottes Haus, um dort zu beten! Du

von Antiochien, wegen seiner Beredsamkeit Chryso-
stomus, d. h. Goldmund, genannt († 407 als
Bischof von Konstantinopel); im Abendland St.
Ambrosius von Mailand († 397), St. Hierony-
mus, der große Schrifterklärer († 420), St.
Augustinus in Hippo († 430) und St. Gregor
der Große († 604). Hoffentlich findet sich noch
Gelegenheit, auf einzelne von ihnen ausführlicher
zurückzukommen. Für jetzt gehen wir weiter.

Nach dem, was bis jetzt ausführlich dar-
gethan worden ist, ergibt sich, daß Schrift und
Tradition ebenbürtige Glaubensquellen sind.
Darum sagt der Katechismus: Der Christ muß
alles glauben, was Gott geoffenbart hat und die
katholische Kirche zu glauben vorstellt, mag das-
selbe in der hl. Schrift stehen oder nicht. Dabei
bleibt aber wahr, daß sich kaum eine Glaubens-
lehre findet, die in der hl. Schrift nicht wenigstens
angedeutet wäre.

Mit Recht schließt der Katechismus diesen
Abschnitt mit der Ruhanwendung: Halte dich
dein ganzes Leben an die Lehre der heiligen
katholischen Kirche; denn wenn du glaubst, was
die katholische Kirche lehrt, glaubst du Gottes
Wort.

Nun spricht der Katechismus weiter von
der Notwendigkeit des Glaubens. Der
Glaube ist zur Seligkeit durchaus notwendig.

Warum?

Ich will zunächst eine Bemerkung voraus-
schicken.

Es kann etwas notwendig sein als Mittel
und als Pflicht. Was will das sagen?

Wenn ich durch dies Blatt zu dir, lieber
Leser, reden will, dann muß ich meine Gedanken
durch den Druck auf das Papier bringen lassen!
Das ist das notwendige Mittel zu meinem Ziel.
Wenn ich es nicht anwende, so erreiche ich eben
das Ziel nicht. Das ist die Notwendigkeit als
Mittel.

Nun denke weiter, ich hätte dem Heraus-
geber versprochen, jede Woche ihm einen solchen
Artikel zu schreiben, dann müßte ich mein Wort
halten. Das ist die Notwendigkeit als Pflicht.

Der Glaube ist nun in beiden Beziehungen
notwendig.

Er ist notwendig als Mittel.

Nicht wahr, lieber Leser, wenn du irgend
eine Reise unternehmen willst, dann mußt du
klar sein, wohin du willst? Du mußt das Ziel
kennen; du mußt aber wissen, wie du dahin
gelangst; du mußt den Weg kennen bez. die
Mittel, den Weg zurückzulegen. Dein Leben ist
auch eine Reise, die wichtigste von allen nur
denkbaren Reisen. Wohin geht sie? Was ist

das Ziel des irdischen Lebens? Wer soll dies
sagen? Gott sagt dies durch die Offenbarung.
Du mußt sie aufnehmen durch den Glauben.
Daselbe gilt von den Mitteln zum Ziele. Was
sollte es helfen, wenn du wüßtest, daß der Him-
mel dein Ziel ist, aber nicht wüßtest, wie du zu
demselben gelangen sollst?

Der Glaube ist also notwendig als Mittel.
Wenn Gott ihn auch nicht geboten hätte, so ge-
bietet er sich von selbst, weil er ein unerläßliches
Mittel zum ewigen Ziel ist.

Aber er ist auch notwendig als Pflicht.
Denn Gott hat ihn ausdrücklich geboten. Er
will, daß wir glauben, und sein Wille begründet
für uns die Pflicht, ihn zu erfüllen.

Dieser Wille Gottes ergibt sich schon aus der
Thatfache, daß er uns die göttlichen Wahrheiten
geoffenbart hat. Denn wozu hat er sie geoffenbart?
Doch wohl dazu, daß wir sie vernehmen und
gläubig annehmen, daß wir sie zum Leitstern
für unser Leben machen. Eine Offenbarung von
seiner Seite ohne Entgegennahme von unserer
Seite hätte keinen Sinn.

Nun kommen aber dazu die deutlichsten und
entschiedensten Aussprüche der hl. Schrift. Der
Heiland predigt: „Thuet Buße und glaubet
dem Evangelium!“ (Mark. 1.) Ein klares
Gebot, an dem sich nicht deuteln läßt. Er spricht
aber noch entschiedener: „Wer nicht glaubt, wird
verdamm't werden. (Ebd. 16.) Ja noch mehr:
„Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“
(Joh. 3.) Daselbe sprechen die Apostel aus.
So schreibt St. Paulus: „Ohne Glauben ist es
unmöglich, Gott zu gefallen.“ (Hebr. 16.)
Und der hl. Johannes schreibt: „Das ist sein Gebot,
daß wir an den Namen seines Sohnes glauben.“
(1. Joh. 3.)

Auch die Kirche deutet diese Notwendigkeit
an, wenn sie den Glauben bezeichnet als „An-
fang des Heiles, Grund und Wurzel der Recht-
fertigung“. (Konzil von Trient VI.) Wie also
der Anfang des Hauses der Grund oder das
Fundament ist und der Anfang des Baumes die
Wurzel, so ist der Anfang des Heiles der Glaube.
Und wie das Fundament dem Hause als Grund-
lage, worauf es ruht, unentbehrlich ist, so dem
christlichen Leben der Glaube. Und wie der
Baum aus der Wurzel und mit der Wurzel sich
festhält, so zwar, daß er ohne Wurzel vom Sturme
umgestürzt wird und verdorren muß, so erwächst
das christliche Leben aus dem Glauben und hat
in ihm seinen Halt.

So notwendig ist der Glaube. Wie traurig
daher die moderne Irrlehre, daß am Glauben
nichts liege, daß es gleichgiltig sei, ob man

glaube und was man glaube! Das ist der Indifferentismus oder die Glaubensgleichgiltigkeit, die große Krankheit unserer Tage, die ansteckend wirkt wie die Pest und allem christlichen Leben den Lebensnerv abschneidet. Es bleibt nun einmal wahr: Das ganze höhere menschliche Leben muß aus der Erkenntnis hervorgehen. Der Mensch lebt ja auch ein niederes Leben, das er mit Pflanzen und Tieren gemein hat, und das sich zum großen Teil ohne sein Wissen vollzieht. Anders ist es mit der eigentlich menschlichen Thätigkeit, wodurch er über den Kreis des Pflanzen- und Tierlebens hinaustritt, mit den Akten, für die er verantwortlich ist. Diese müssen notwendig aus der Erkenntnis hervorgehen, und zwar aus der natürlichen Erkenntnis, wenn es sich um natürliche Akte handelt, aus übernatürlicher

Erkenntnis, d. h. aus dem Glauben, bei übernatürlichen Akten. Der Glaube bleibt die Voraussetzung des ganzen übernatürlichen Lebens. Nur wer ein solches nicht annimmt, kann vom Glauben abgehen. Wer dagegen daran festhält, daß er von Gottes Liebe zu einem übernatürlichen Ziele berufen ist, der muß den Glauben festhalten. So wenig ein rein menschliches Handeln denkbar ist ohne geistige Erkenntnis, so wenig ein übernatürliches ohne den Glauben. Halte du, lieber Leser, fest an demselben! Danke Gott, daß er dich zu demselben berufen, und bekuende deinen Dank dadurch, daß du aus dem Glauben das christliche Leben hervorsprossen lässest, besonders aber das vornehmste Kennzeichen eines wahren Christen, die barmherzige Liebe! Der Glaube ist der Anfang, die Liebe die Vollendung.

Der hl. Ignatius von Loyola

(Nachdruck verboten.)

(31. Juli.)

Sein Leben bis zur Stiftung des Jesuitenordens.

So hoch der hl. Ignatius mit seiner Wirksamkeit in den Augen der Katholiken dasteht, so sehr wird er von Andersgläubigen geschnäht. Die Protestanten lieben es, ihn im Gegensatz zu Luther zu behandeln, um diesen alsdann bis zum Himmel zu erheben, jenen aber zur Hölle zu verdammen. Eine etwas eingehendere Behandlung des hl. Ignatius dürfte deshalb am Platze sein.

Am 31. Juli feiern wir das Fest des hl. Ignatius. Im römischen Breoier dieses Tages heißt es: „Es ist die beständige Uebereinstimmung aller gewesen, die auch durch Ausspruch der Päpste bestätigt worden, daß Gott, wie andern Zeiten andere hl. Männer, so einem Luther und den Irrlehrern seiner Zeit den hl. Ignatius und die von ihm gestiftete Gesellschaft entgegengestellt hat.“

Auffallend ist es in der That, wie das Leben beider Männer ineinander greift. Im Jahre 1521 verläßt Ignatius die Welt und weiht sich Gott, zieht sich nach Manresa zurück und verfaßt das Buch seiner „geistlichen Uebungen“, durch welches er einerseits seinen neuen Orden gründet, andererseits eine große Anzahl Klöster reformiert, also in demselben Jahre, in welchem Luther auf dem Reichstage zu Worms seinen Bruch mit der Kirche besiegelte. Calvin und Ignatius befinden sich gleichzeitig in Paris und werben Jünger, ersterer für die vermeintliche Reformation, hinweisend auf den Stern,

der in Wittenberg aufgegangen, letzterer für die Verteidigung der katholischen Wahrheit und die wahre Reformation, hinweisend auf Christus, den unwandelbaren Stifter der Kirche. Heinrich VIII., der lüsterne König von England, ergrimmt über den Papst, der seine ehebrecherische Verbindung nicht gutheißen will und kann, trennt sich von der Kirche und erläßt im Jahre 1534 einen Befehl, wonach bei Androhung der Todesstrafe sogar der Titel „Papst“ in Büchern und Schriften vertilgt werden muß, und in demselben Jahre 1534 legt Ignatius in der Kirche Montmartre bei Paris den Grund zu einer Genossenschaft, die sich die Verteidigung der Kirche und ihres von Gott gesetzten Oberhauptes zur besonderen Aufgabe setzt. Im Jahre 1537 ruft Luther beim Weggehen von der protestantischen Versammlung zu Schmalkalden den ihn begleitenden Predigern den fürchterlichen Abschiedsgruß zu: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst!“, und in demselben Jahre 1537 wirft sich Ignatius in Rom dem Papste zu Füßen und stellt ihm, dem Stellvertreter Christi, sich und seine Genossen zur Verfügung.

Versetzen wir uns in das Jahr 1521 zurück! Auf dem Schlosse Loyola in Spanien erblicken wir einen ritterlichen Soldaten auf dem Schmerzenslager hingestreckt. Es ist ein Sohn des Hauses, Don Inigo, oder, wie er sich später aus Verehrung zu dem hl. Bischof und Martyrer Ignatius von Antiochien nannte, Ignatius

von Loyola. Gerade vor 30 Jahren, im Jahre 1491, hat er hier das Licht der Welt erblickt. Hier hat er auch seine Jugend verlebt, bis er als Edelknaube an den Hof des Königs Ferdinand kam. Das müßige Leben am Hofe aber sagt dem jungen Manne nicht zu, ihn gelüstet es nach Kriegsthaten. So tritt er denn in das Heer ein, wo er sich als einer der Tapfersten bewährt. Vor wenigen Tagen hätten wir ihn sehen können, wie er im Dienste seines Königs Karl V. die Citabelle von Pampelona gegen die Franzosen verteidigte. Mit dem Degen in der Hand stand er da nach Zurückweisung einer Uebergabe auf der Mauer und erwartete, dem Tode kühn in's Auge blickend, den Feind auf der Bresche. Da mitten im Kampfe wird sein rechtes Bein von einer Kanonenkugel zerschmettert, während ein Stein das linke stark verletzt. Der jugendliche Held sinkt nieder und fällt in die Hände der Franzosen. Doch Mut und Tapferkeit pflegt auch der Feind zu achten, und so bringen denn die Franzosen den verwundeten Helden, statt ihn als Gefangenen zu behandeln, in seine Wohnung in der Stadt, besorgen ihm die erste ärztliche Hilfe und bringen ihn dann in die Arme der Seinigen. Bei Abnahme des ersten Verbandes zeigt es sich jedoch, daß die zerschmetterten Knochen nicht gehörig zusammengefügt sind. Die Aerzte erklären eine nochmalige Trennung und bessere Zusammenlegung derselben für notwendig. Ignatius versteht sich bereitwillig hiezu, und ohne eine Miene zu verziehen, hält er die qualvolle Operation aus. Aber statt allmählig der Besserung entgegen zu gehen, verschlimmerte sich sein Zustand täglich; er kommt an den Rand des Grabes. Die Aerzte erklären ihn für unrettbar. Doch am Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus tritt eine Besserung ein; er ist gerettet, die Heilung gelingt. Aber zum Unglück hatten die ungeschickten Chirurgen die Knochen schief zusammengefügt, — ein verdrießlicher Umstand; denn ein Teil des Schienbeins ragte hervor, und infolge dessen war der rechte Schenkel merklich verkrümt. Ignatius, der nichts sehnlicher wünschte, als sein ritterliches Leben in der Welt fortzusetzen, war eine solche Mißgestalt unerträglich. Er verlangte Beseitigung des Uebelstandes, und da die Wundärzte kein anderes Mittel wissen, als den hervorstehenden Knochen abzusägen, unterzieht er sich sofort mit unerhörtem Sturmut dieser äußerst schmerzlichen, ja grausamen Marter. Er duldet nicht, daß man ihn binde; ohne zu zucken hält er das Bein unter die Säge. Die Entstellung ist zwar beseitigt, aber nicht die Verkürzung. Deshalb unterwirft er sich längere

Zeit einer neuen Tortur; durch eine Vorrichtung läßt er das Bein in die Länge ziehen; dennoch gelingt es nicht, ihm die frühere Länge vollständig wiederzugeben.

Bei dieser langwierigen Heilung blieb die Längeweise nicht aus. Ignatius sehnste sich nach Büchern und seiner geistigen Verfassung entsprechend nach Rittergeschichten. Da solche sich nicht vorfanden, gab man ihm das Leben der Heiligen. Das war allerdings keine Lektüre für einen Ritter. Er blätterte in dem Buche und kam auch zum Lesen, las weiter und immer weiter und bekam die Lektüre schließlich so lieb, daß er Tag und Nacht damit zubrachte. Das war die Zeit der Gnade für Ignatius. Vor einem Bilde der hl. Jungfrau auf den Knien liegend weihte er sich in stiller, freier Wahl durch den Schwur unbedingter Treue dem Dienste Jesu. Aus einem weltlichen Ritter ist ein geistlicher geworden. Im Frühjahr 1522 verläßt er das elterliche Haus, um im berühmten Kloster auf Montserrat eine Lebensbeichte abzulegen. Von neuem weiht er sich dem Dienste des Herrn durch das Gelübde des Keuschheit. Von hier zieht er nach der kleinen Stadt Manresa, wo er im Spital von St. Lucia sein strenges Büsserleben beginnt. Er fastete die ganze Woche bei Wasser und Brot; letzteres erbettelte er sich. Er umgürtete sich mit einer eisernen Kette. Dreimal am Tage geißelte er seinen Leib. Dem Schläfe schenkte er nur kurze Zeit. Als Kopfkissen diente ihm ein Stein. Die ekelhaftesten Kranken des Spitals pflegte er mit der innigsten Liebe. Verachtung und Spott waren ihm willkommen. Vier Monate blieb er hier. Dann wählte er sich eine Höhle zu seiner Wohnung. Hier verdoppelte er seinen Gebets- und Bußeifer; hier entstand auch sein berühmtes Buch: Die geistlichen Exercitien.

Nahezu zehn Monate hatte Ignatius in Manresa verweilt, da drängte es ihn, nach Jerusalem zu ziehen. Im Januar 1523 verließ er, aller Mittel bar, Manresa, und am 4. September kniete er nach einer äußerst mühseligen Reise am Grabe des Erlösers. Hier wollte er eine Gesellschaft Jesu gründen, evangelische Arbeiter und Apostel unter die Fahne Jesu sammeln, die mit dem Schwerte des Wortes Gottes im geistigen Kampfe den Mohammedanismus überwinden sollten. Er erkannte indessen, daß sich sein Plan einstweilen nicht verwirklichen lasse. Er kehrte von Jerusalem zurück und langte Mitte Januar 1524 in Venedig an. Einige Monate später finden wir ihn in Barcelona, wie er, ein Mann von 33 Jahren, als Grammatikschüler unter kleinen Knaben sitzt, um die Anfangsgründe der latei-

nischen Sprache zu lernen. Welch eine Selbstüberwindung! In zwei Jahren hatte er sich die Reise erworben, zum Universitätsstudium über-

zugehen. Zunächst besuchte er die Universität Alcalá, dann die Universität Salamanca. Daraus begab er sich zur Universität Paris.

Lebensregeln.

(Nachdruck verboten.)

Eig'ne Würde besser Adel,
Sei ein Ritter ohne Tadel!
Wo gefehlt dein heißes Blut,
Wach' es küßend wieder gut!

Neige dich vor wahrer Größe!
Decke gern des andern Blöße!
Nur dich selbst zu keiner Zeit
Suche größer, als du bist!

Kämpfe nieder alles Schlechte!
Halte fest am guten Rechte!
Sei der Schwachen Schutz und Schild!
Nichte streng, doch strafe mild!

Mehr als alles haß' die Lüge!
Drücke keinen, keinen Trüge!
Lohn und Bestrafung halte gleich!
Nur durch Arbeit werde reich!

Viele werden doch dich schelten;
Das mit Gleichem zu vergelten
Unterlasse fest und klug!
Auch allein sei dir genug!

(L. Traber.)

Unterhaltendes für die katholische Familie.

Errettet.

Erzählung für das Volk zu Ehren des hl. Antonius von Erich Krafft. (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Der Priester hatte mahnend zu Merglein die Rechte erhoben. Hoch aufgerichtet, ernst, würdig und ohne eine Spur von Gewitterfurcht sah er zu dem Säufer auf, gleich als ob er ihm mit seinem durchdringenden Blicke bis auf den Grund der Seele schauen wollte. Wie ein warnender, strafender Engel Gottes erschien er dem erschütterten Trunkenbolde in dem bleichen Schimmer des Blitzes.

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“ preßte der Geängstigte hervor.

„Nun, willst du mir Rede stehen auf meine Frage?“

„Ja, o ja!“

Merglein kämpfte unter einer riesenhaften Bewegung; die Bittrufe der armen Margaretha an den heiligen Antonius, die Mahnrufe des Pfarrers und das furchtbare Gewitter hatten mit gewaltiger Macht an seinem Gewissen gerüttelt und dasselbe müde gemacht. Ein heftiges Zittern durchrieselte ihm die Glieder, seine Rippen rangen vergeblich nach Worten.

„Du scheinst in dich gegangen zu sein,“ kam ihm der Geistliche zu Hilfe, „und bereit, wieder gut zu machen, was du gefehlt. Wie groß dieser Fehler aber ist, das sollst du jetzt selbst sehen, selbst ermessen an dem Elende, das

du über eine brave Familie heraufbeschworen hast.“

Haftig schritt der würdige Mann bei diesen Worten auf die Thüre des Nebengemaches zu und öffnete dieselbe.

Welcher Anblick! Margaretha lag noch immer auf den Knien. Angstvoll hatten sich die zwei Kinder an die Mutter geschmiegt; sie zitterten in Gewitterfurcht und ob des ungewohnten Austrittes, der sich soeben in dem Nebenzimmer abgespielt, am ganzen Leibe.

Mergleins Augen hasteten fast starr an dieser beweglichen Gruppe; die furchtbare Umwälzung, die er soeben erfahren, hatte das Eis der Verrohung, das so lange um seine Seele gelagert, bereits halb geschmolzen. Der Anblick des armen Weibes und der zitternden Kindlein aber that daran noch das Letzte; der Säufer schluchzte und schluchzte, bis ihm dicke Thränen über die Backen herunterliefen.

Der Pfarrer legte leise seine Hand auf Mergleins Schulter. „Merglein,“ begann er verfühlich, „Merglein, der Hauch der Gnade Gottes hat dich berührt! Dein heiliger Namenspatron hat unser Flehen erhört und dir beim lieben Gott an seinem Festtage Neue erwirkt. Die Thränen, die du eben weinst, sind die besten Zeugen hiefür. Aber nun erleichtere dir auch

bein Herz und sage alles, was dasselbe drückt und ängstigt!"

Merglein schluchzte immer fort; ohne sprechen zu können, streckte er seine zitternde Rechte zu Margaretha hin. Der Pfarrer kam ihm milderherzig zu Hilfe.

„Du willst Frau Margaretha etwas sagen, Merglein? Nur frisch heraus! Wir dürfen es alle hören.“

Merglein holte tief Atem und stotterte dann in abgebrochenen Worten hervor: „Verzeihung, Frau Christein, Verzeihung! Aus Rache und Wut streckte ich kurz nach dem Besuche Martins mein Anwesen selber in Brand, um deinen Mann zu verdächtigen, und stellte mich dann schlafend, damit ja kein Verdacht auf mich selbst falle. Später war ich es auch, der die Gerüchte von der Thäterschaft Martins in Umlauf setzte und sie stets frisch aufschürte.“

Das schwere Wort, das drückende Geständnis war heraus. Merglein brach unter der Wucht desselben zusammen und fiel kraftlos in einen Sessel. Das Gesicht bedeckte er mit den Händen, reichliche Thränen floßen noch immer aus seinen Augen.

Auch auf die übrigen Anwesenden hatten die Worte des Brandstifters eine fast betäubende Wirkung ausgeübt. Margaretha hatte die Statue des heiligen Antonius umschlungen und murmelte, halb weinend, halb lachend, die innigsten Dankgebete, während ihre beiden Kleinen die Gesichtchen im Kleide der Mutter verbargen und nicht aufzuschauen wagten. Der edle Geistliche aber wischte sich die Thränen vom Antlitz, die ihm die aufregende Szene in die Augen gebrängt hatte, und sandte dann einen dankerfüllten Blick zum Himmel empor.

Merglein unterbrach zuerst das drückende Schweigen, das auf allen lastete. Er fuhr jäh wie aus schweren Träumen auf und sagte: „Und nun will ich auch sofort gut machen, was ich gescheit. Noch heute stelle ich mich dem Gerichte und veranlasse die Freilassung des unschuldigen Martin. Noch einmal bitte ich um Vergebung, um Verzeihung.“

Der Pfarrer und Margaretha streckten ihm die Hand entgegen; allein Merglein wehrte ab. „Befudelt eure Hände nicht, indem ihr die meinigen berührt,“ rief er schmerzbewegt aus. „Ich habe zu büßen, lange Zeit zu büßen, bis ich wieder würdig bin eures Handschlags.“ Damit raffte er sich empor und rannte wie von Furien gepeitscht dem nahe gelegenen Amtsstädtchen zu.

Das Gewitter hatte sich mittlerweile verzogen; der Sturm hatte den Himmel blank gelassen, so daß er im hitzersten Blau zur Erde lachte.

Im Pfarrhause zu Würgis fühlte man sich wie von einer Centnerlast des Kummer und Grames befreit. Frau Margaretha war eine ganz andere geworden. Ihre Augen hatten wieder Glanz bekommen, auf ihren Wangen prangte ein zarter Anhauch von Not.

„Siehst du, Margaretha,“ meinte der Pfarrer auf ihre Dankesergüsse an ihn, „wie recht ich hatte mit meinem Spruch: „Der alte Gott lebt noch“? Ja, ja, davon können wir überzeugt sein, Gott verläßt uns in Not und Glend nimmer, wenn wir ihn so recht von Herzen ansehen.“

„Und auch der hl. Antonius ist ein starker Helfer in der Not,“ fiel Margaretha ein; „seiner Fürsprache am Throne Gottes schreibe ich in erster Linie die gute Wendung in unserem Gescheide zu.“

„Ich auch, ich auch,“ sekundierte ihr der Pfarrer. „Dem großen Heiligen von Padua gebühret unser herzlichster Dank.“

Noch am selben Tage hatte Merglein vor der zuständigen Behörde ein umfassendes Geständnis seiner Schuld abgelegt und dadurch Martin Christein von der Untersuchungshaft befreit.

Halb Würgis war auf den Beinen, als der wackerere Kleingutsbesitzer in seine Heimat zurückkehrte. Man zog ihm ein Stück Weges entgegen und geleitete ihn bis vor sein Haus.

Vor seiner Wohnung wurde Martin von dem Dorfpfarrer und von seiner Familie empfangen. Der Geistliche umarmte den Braven vor aller Augen und konnte seiner Freude über die glückliche Heimkehr desselben kaum genug Ausdruck verleihen. Margaretha aber brachte vor Rührung nur mit Mühe ein Wort über die Lippen. Sie hing am Halse des so lange Vermißten, preßte ihr thränenüberströmtes Gesicht an seine Brust und flüsterte nur zuweilen stoßweise:

„Martin, Martin! Ich hob' dich wieder. Gott Lob und Dank dafür!“ Christeins Kinder endlich umringten den Vater und riefen ein über das anderemal: „Der Vater ist wieder da! Der Vater ist wieder da!“

Mit Anton Merglein ging im Kerker eine höchst vorteilhafte Wandlung vor; er ging völlig in sich, bereute von ganzem Herzen seine Fehler und wurde mit der Zeit ein anderer Mensch. Sein Haß gegen Ehrstein hatte sich in große Hochachtung umgewandelt, und da er im Gefängnisse keine Gelegenheit zum Trinken hatte, so legte er auch das Laster des Trunkes ab. Er kam als Bekehrter und als ein ganz waderer Mann aus der Haft zurück.

In Ehrsteins Hausflur steht jahraus, jahrein noch heute eine große, schöne Statue des heiligen Antonius. Niemals ist dieselbe ohne Schmutz, und Eltern, Kinder und Hausgesinde

begrüßen den hehren Gottesmann, den die Statue versinnbildet, stets auf's ehrerbietigste.

Am öftesten verweilt Frau Margaretha in Andacht und Betrachtung vor dem Bilde des Heiligen. Dankerfülltes Gemüthes preist sie ihn oft im stillen Kämmerlein ihres Herzens, noch öfters aber vor ihren Freunden und Bekannten.

„Ja, ja,“ sagt sie oft zu diesen, „der hl. Antonius ist ein gar mächtiger Fürsprecher am Throne des Allerhöchsten. Seine Fürsprache bei Gott hat auch uns von namenlosem Elende befreit. Ehre, Dank und Preis sei ihm deshalb dargebracht alle Zeit!“

Aus unserer Bildermappe.

✻ Unser Vater. ✻

Der Dichter J. Sturm hat folgende Begebenheit zum Gegenstande eines kurzen, aber ergreifenden Gedichtes gemacht:

Auf hoher See wird ein Schiff vom Sturme überrascht. Wild türmen sich die Wogen, in deren Gewalt das Schiff zum Spielball wird. Der Sturm treibt das Schiff mit unüberstehlicher Gewalt einem Felsenriff entgegen, das sich zum Schrecken der Mannschaft drohend aus dem Wasser emporreckt. Furcht und Verzweiflung packt die kühnsten Männer. Sie sprengen die strengen Bande der Zucht. Die fürchterlichste Drohung des Kapitäns vermag nichts gegen die Wirkung des Schreckens vor dem



Unser Vater!

sich nahenden Tode. Ein Knabe nur sitzt hoch am Vorde und lächelt noch. Man fragt ihn: „Woher dein Mut?“ „D,“ sprach er, „ich weiß mich in sicherer Hut, denn mein Vater führt das Steuer!“

Ist das von dem Sturme in Gefahr gebrachte Schiff nicht ein treffliches Bild der bedrängten und bedrohten Menschheit? Kann nicht mit demselben Rechte wie der Knabe auch der gläubige Christ im Strudel der größten Gefahren und im Sturm der Leiden sprechen: „Ich fürchte nichts! Mein Vater führt das Steuer?“ Tausendarmig naht sich dem gläubigen Christen das Verderben. Die Welt will ihn verschlingen, zu einem

der Ihrigen machen. Die Welt naht mit ihrer Lust und Lücke gleich dem heimlich lauernnden Felsenriff. Aber der gläubige Christ hat keinen Grund, zu verzagen; denn der Allmächtige, der die Welt erschaffen hat und erhält, ist sein Vater. Dieser kann helfen, und mag es noch so unmöglich erscheinen. Er will auch helfen. Hat er nicht freiwillig sein himmlisches Reich verlassen, um in armer menschlicher Hülle uns durch Entbehrungen, Leiden und seinen gewaltsamen, schmerzlichen Tod das Reich seiner Gnade zu öffnen? Warum sollte er also zögern, das, was er uns schmerzlich erworben, auch mitzuteilen? Dies

bedenkend heben wir vertrauend zu ihm, unserm Vater, die Hände empor. Es ist dies nicht etwa ein Vorrecht eines Volkes oder Erbtheils, mit solchem kindlichen Vertrauen vor den höchsten Herrn zu treten. Nein, mit demselben Rechte wie wir nennt ihn der Gläubige des Ostens wie der Sohn der neuen Welt seinen Vater. Mit demselben kindlichen Vertrauen wie wir darf sich ihm der arme, in Ketten geschmiedete, von aller Welt verachtete Sklave des schwarzen Erbtheils nahen. Denn Gott ist unser — aller Menschen — Vater.

Kleine Spiegelbilder.

Ein Wort an junge Leute.

Der Dichter sagt von solchen, die auf „Freiers- süßen“ stehen:

„Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!“

Ja, prüfe dich ernst und gewissenhaft, du Jüngling und du Jungfrau, ob ihr auch zusammenpaßt! Denn

„Heirat ist kein Pferdefauf,
„Drum, Freier, thu' die Augen auf!“

So redet der Volksmund. Es gilt die Augen aufzuthun, damit man weiß, wen man hat und kriegt, und damit einem die Augen nicht übergehen, wenn man den Schaden bei Licht besieht, und man dann sagen muß wie einmal einer. Den fragte sein Sechsjähriger: „Sag' mal, Papa, hast du denn eigentlich Mama schon lange gekannt, ehe ihr zusammen zu wohnen angefangen habt?“ Da seufzte der Vater tief auf und sagte: „Nein, mein Junge, die habe ich erst nach der Hochzeit recht kennen gelernt!“ Trauriges Geständnis!

Ja, da gilt's die Augen aufzuthun; da darf man nicht bloß auf's hübsche Gesicht sehen, die schlankte Gestalt, den schwanken Gang, die zierlichen Böpfe und Flechten, das nette Gewand, den wohlgefüllten Geldbeutel. Denn das hübscheste Gesicht kriegt auch seine Runzeln, die schlankste Gestalt wird auch gebeugt, der schwankste Gang wird schleppend und müde, die zierlichsten Böpfe und Flechten werden grau, das herrlichste Gewand fressen die Motten, und wenn es sich etwa herausstellt, daß der Hochzeitsthaler nur drei Groschen Wert hat, oder daß sie Tausend Tuten

mitbringt und in einer einen Thaler, dann geht oft am Hochzeitstage schon das graue Glend an und wrd's mit der Zeit immer gräulicher. Ist gar das Geld die Braut, taugt die Ehe selten was. „Ja,“ sagte einer, „das ist wahr, als meine Frau meine Braut noch war, ja, da war's noch e ne, da hätte ich sie vor Liebe aufessen mögen; und jetzt — — —.“ „Nun, wie ist's denn jetzt?“ fragte da sein Freund. Da kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Jetzt ist's mir manchmal leid, daß ich es damals nicht gethan habe.“ So geht's, lieber Leser! Warum? Weil man nicht mit Gott zu Räte geht, so lange es noch Zeit ist; weil man in dem so hochwichtigen Punkte des Lebens nur seiner Leidenschaft und anderen niedrigen Beweggründen folgt.

Im Dorfe R. ist ein Bürger gewesen, der hat seine Tochter einem jungen Arzte verlobt. Als Kisten und Kasten schon fertig gewesen und Leinwand und Betten, da ist ihr Vater abgebrannt, und am andern Morgen war ihr Heirathsgut ein kleines Häuflein Asche. Da haben manche gemeint, nun sei's wohl aus mit der Heirath, sintemal die Braut nun arm sei und doch nichts mehr habe. Daran aber hat der Bräutigam gar nicht gedacht, ja, er hat nicht einmal leiden wollen, daß die Hochzeit etwas hinausgeschoben werde. Und als gar ein guter Freund ihn einmal recht bedauerte und ihm sagte, es sei doch traurig, daß seine Braut nun gar nichts mitbringe, da hat er geantwortet: „Die bringt mir gar viel mit in die Ehe, nämlich ein frommes Herz, einen keuschen Sinn, fleißige Hände und klugen Hausverstand. Das ist mir das beste Heirathsgut.“

Gottlob, wo es so ist. Da sieht man auf das Rechte. Wo sich's aber anders findet im

Brautkranz, da soll man lieber das Band zerreißen oder es zerreißen lassen, so lange es noch Zeit ist. Das mag ja erst weh thun und den Leuten viel zu reden geben; aber was hernach kommt, das ist schlimmer.

Elisbeth war eines reichen Bürgers Tochter und war verlobt mit einem jungen Manne, der wohlgestaltet und angesehen und reich war. Am Abende vor der Hochzeit waren beide noch in einer Gesellschaft; da ging's munter zu. Der Bräutigam war sehr gut aufgelegt. Die Scherze floßen ihm vom Munde wie Wasser, und es war um ihn her nur ein Lachen und eine Heiterkeit. Die Rede kam auch auf die Religion, auf den Aelterweiber-Glauben, wie er ihn nannte, und er wußte davon Geschichten zu erzählen von Leuten, die das alles glaubten, und wie die thäten und sich dabei verhielten, — und man kam ob dieser Reden nicht aus dem Gelächter. Da ist die Braut an ihn herangetreten und hat ihn leise gebeten, er möge doch das lassen; sie könne das durchaus nicht leiden. Aber das hat ihm nicht wollen gefallen, und er hat gesagt, sein kluges Bräutchen werde doch nicht auch hinter solchen Dummheiten stecken, und dann hat er die Sache nur noch toller getrieben. Da ist sie dicht an ihn herangetreten mit nassen Augen und bebenden Lippen und blaß wie eine Leiche und hat gesagt: „Von diesem Augenblicke an bin ich nicht mehr die Ihre. Wem Gott und sein Wort nicht heilig ist, dem kann auch die Ehe nicht heilig sein. Und wer Gott nicht liebt, kann auch seine Frau nicht von Herzen lieben.“ Da hat er denn andere Saiten aufgespannt und hat gesagt, das sei alles nur Scherz gewesen, und hat gethan, als ob er auch etwas hielte auf Gott, sein Wort und seine Gebote. Hat aber alles nichts geholfen. Sie ist bei ihrem Entschlusse geblieben, und sie hat es nie bereut. Die Zukunft hat klar bewiesen, wessen Geistes Kind jener junge Mensch gewesen.

Lieber Leser, so muß es gethan sein! Aufgepaßt, so lange es Zeit ist! Hast du nun dein Auge auf ein Menschenkind geworfen, dem sich dein Herz entgegenneigt, dann sprich mit deinem Gott und sprich mit Vater und Mutter und frag' dein Herz noch einmal und wiederum vor Gottes Angesicht! Hast ja auch deinen Seelenführer, den du um Rat fragen mußt. Und wenn Vater und Mutter „Ja“ sagen und Gott und dein Herz und dein Seelenführer, dann thue den wichtigen Schritt in Gottes Namen und sage „Ja“!

„Er starb für mich.“

Vor einigen Jahren war ein Mann in Amerika auf einem Kirchhofe beschäftigt, ein einfaches Kreuz über einem Grabe zu errichten und zu verzieren. Die hellen Thränen rannen dabei aus seinen Augen auf das Grab. Ein Fremder, dem dies auffiel, fragte ihn um den Grund, und nun erzählte ihm der Amerikaner folgendes: Hier liegt ein Freund von mir, der mich innig liebte. Als der Befehl kam, daß alle jungen Männer zum Kriege auszurücken hätten, sollte auch ich zur Armee abreisen. Da kam mein Freund und sagte zu mir: „Du hast Frau und Kinder; ich aber bin ledig; ich will für dich gehen.“ So nahm er Gewehr und Tornister und marschirte in den Kampf. Er ist von einer Kugel getroffen worden und ruht nun im Grabe. Ihm habe ich es zu danken, daß ich nicht dieses Loos theile, und daß meine Kinder jetzt nicht verwaist und in Not sind. Ich habe ihm meine Dankbarkeit bezeigen wollen, so gut ich kann, und habe ihm ein Denkmal gesetzt. Dabei zeigte der Mann weinend auf die Inschrift des Kreuzes, welche lautete: „Er ist für mich gestorben.“ Im höheren christlichen Sinne ist diese Inschrift bedeutungsvoll für das Kreuz des Herrn selbst. „Er starb für mich,“ so kannst auch du von deinem Heilande sagen.

Die Schutzwaffe des Marshalls Bugeaud.

Im Jahre 1841 wurde der Marshall Bugeaud zum Generalgouverneur von Algerien sowie zum obersten Befehlshaber der französischen Truppen im afrikanischen Kriege ernannt.

Es waren schlimme Zeiten. Auenthalben hatten sich die Araber, ermutigt durch die Zaghaftigkeit der Franzosen, gegen deren Herrschaft aufgelehnt. Zahlreiche Soldaten, Offiziere und Generale waren im Kampfe gegen den Feind gefallen oder dem Fieber erlegen. Die Familie des Marshalls war darum nicht wenig bekümmert, als er sich anschickte, seine neue Stelle anzutreten. Eine seiner Töchter bat ihn deshalb, er möge eine kleine Muttergottes-Medaille aus ihrer Hand annehmen und gestatten, daß sie dieselbe als Schutzwaffe gegen so viele Gefahren ihm um den Hals hänge. Gerührt ob dieses Zeichens kindlicher Besorgnis und zärtlicher Liebe willigte der General ohne Wiederrede in den frommen Wunsch seiner Tochter ein.

Am gleichen Tage wohnte Bugeaud in Perigeux inmitten einer zahlreichen, aber sehr reli-

gionsfeindlichen Gesellschaft einem Abschiedsmahle bei, das man ihm zu Ehren veranstaltet hatte.

Der Diözesanbischof, den man anstandslos halber eingeladen hatte, drückte dem Marschalle gegenüber die Hoffnung aus, daß Gott seine Waffen segnen werde.

„Gnädiger Herr!“ erwiderte der Kriegsheld, „ich bin kein Freigeist; ich glaube an den Schutz Gottes, und als Beweis dafür will ich Ihnen die Schutz-Waffe zeigen, die ich nach Algier mitnehme.“

Und damit zog er die kleine Medaille hervor, die er am Halse hängen hatte. „Es ist eine Muttergottes-Medaille,“ fügte er hinzu, „und ich habe meiner Tochter das Versprechen gegeben, dieselbe stetsfort bei mir zu tragen.“

Der alte Marschall hielt Wort.

Er trug während des ganzen Feldzuges die kleine Medaille auf der Brust und bestand ohne Unfall alle Gefahren des Krieges. Und doch war er dabei in achtzehn Schlachten und Scharmüßeln.

Auch nach Beendigung des Krieges, als er nach Frankreich zurückkehrte, legte er die Medaille nicht ab, ja, sie hing noch an seinem Halse, als er einige Monate darauf eines erbaulichen Todes starb.

Nach dem Ableben des Vaters nahm alsdann die gute Tochter das teure Unterpfand wieder an sich, welches so lange auf dem Herzen des ruhmreichen Helben geruht hatte.

Einige „Mert's!“ für's Familienleben.

(Nachdruck verboten.)

Gehe freundlich mit deinen Kindern um!

Von H. E.

Ein gottesfürchtiger Bauer, der sich bei der Erziehung seiner Kinder die größte Mühe gab, ohne daß jedoch der Erfolg den aufgewandten Mühen entsprach, klagte eines Tages seinem Pfarrer sein Leid. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „woran die Schuld liegt, daß meine Kinder nicht so werden wollen, wie ich sie mir wünsche. Ich mühe mich ab, sie zu braven und ordentlichen Menschen heranzubilden; aber trotz aller Ermahnungen, die ich ihnen gebe, trotz aller Strafen, an denen es in meinem Hause wahrlich nicht fehlt, habe ich unaufhörlich über allerlei Unarten zu klagen. Fast möchte ich die Lust am Erziehungsgeschäfte verlieren, und ich meine es doch mit meinen Kindern so gut.“ Der Bauer hatte die Wahrheit gesagt. Er meinte es wirklich gut mit seinen Kleinen. Aber der Mann hatte einen schlimmen Fehler, der sich bei der Kindererziehung stets rächt. Er konnte nicht freundlich mit seinen Kindern umgehen. Er hatte ein Herz wie Gold, besaß aber ein sehr ernstes Wesen, und nur sehr wenige seiner Bekannten und Freunde konnten behaupten, daß sie ihn einmal lachen gesehen hatten. Seinen Kindern zeigte er ein ganz besonders ernstes Gesicht; denn er fürchtete, sich etwas zu vergeben, wenn er freundlich mit ihnen thue, und war der Ansicht, daß nur durch finstern Ernst und kalte Strenge die elterliche Autorität gewahrt und das Kind in den Grenzen des Gehorsams und der Zucht gehalten werden könnte. Kein Wunder darum, daß die

Kinder, die niemals ein freundliches Wort aus dem Munde ihres Vaters zu hören bekamen, keine rechte Liebe zu ihrem Erzeuger fassen konnten und nur in seiner Gegenwart und aus bloßer Furcht vor Strafe sich bemühten, seinem Willen gerecht zu werden. Nachdem nun der Bauer sein Klagegedicht gesungen, hub der Pfarrer zu reden an. „Lieber Mann,“ sagte er, „ich glaube erraten zu können, wo des Pudels Kern steckt! Ihr habt die Herzen Eurer Kleinen bilden wollen, ohne den Schlüssel zu denselben gefunden zu haben.“ „Wie meinen Hochwürden das?“ gab der erstaunt dreinschauende Mann zurück. „Ja, seht, bester Freund,“ belehrte ihn der gute Pfarrer weiter, „was das Kind in erster Linie von seinen Eltern fordert, und wonach sein kleines Herz dürstet, das ist Liebe, und was das Erziehungsgeschäft so ungemein erleichtert, ja eigentlich erst möglich macht, ist wiederum Liebe und freundliches Wesen von seiten der Eltern! Liebe und Freundlichkeit bilden den Schlüssel zu dem Herzen Eurer Kleinen, ohne sie ist eine rechte Erziehung und eine wahre Herzensveredlung nicht denkbar. Es ist nicht genug, daß Ihr Eure Liebe zu Euren Sprößlingen in Euer Herzenskammerlein verschließt; das Kind will sehen, daß es geliebt wird; es verlangt nach einer freundlichen Miene, einem Worte der Anerkennung. Ein jederzeit finsternes und strenges Gesicht ist für Herz und Gemüt Eurer Kleinen das, was zur Frühlingszeit der Meiß ist für die munter aufschießenden Pflänzlein. Sorget, daß Eure Kinder Euch so recht von Herzen lieben und nicht bloß fürchten, so wird Euch das Erziehungsgeschäft

Geschäft zur Freude und Wonne gereichen. Nicht sollt Ihr ein närrisches, läppisches Wesen Euren Kindern gegenüber zur Schau tragen, nicht sollt Ihr immerfort mit ihnen tändeln und spielen, nein, so ist's nicht gemeint; des Ernstes darf die Erziehung nicht entbehren, aber der Ernst muß gepaart sein mit Freundlichkeit und Liebe. Und daran habt Ihr's, lieber Mann, wie mir scheinen will, fehlen lassen!" „Hochwürden mögen wohl Recht haben," erwiderte der Bauer; „es wird mein eifrigstes Bemühen sein, Ihren wohlge-meinten Rat zu befolgen."

Nach einiger Zeit traf der Pfarrer den Bauer auf dem Felde bei der Arbeit an. „Nun," redete er ihn an, „wie hat mein Rezept gehol-fen, das ich Euch neulich gegeben? „Vortreff-lich," gab der Bauer zurück; „seitdem ich Ihren Rat befolge, sind meine Kinder wie umgewan-delt; während sie mich früher flohen, wo sie nur konnten, weilen sie jetzt gerne in meiner Nähe, und meine Ermahnungen und Weisungen finden jederzeit willige und freudige Befolgung. Ihr Rezept kann ich allen Eltern auf das beste em-pfehlen."

Möget ihr, christliche Eltern, aus Vorstehen-dem die rechte Nutzenanwendung ziehen!

Wahrhaftes Glück.

Der berühmte protestantische Dichter Lessing sagte einst: „Wenn ich bedente, was ein katholischer Priester glaubt, so kann ich mir kein Wesen denken, das sich glücklicher fühlt als ein Priester." Welch ein denkwürdiger und herr-licher Ausspruch! Wer könnte auch anders urteilen, wenn er vergleicht und denkt? Denn wie sollte ein Mensch sich nicht glücklich fühlen, der sich im Besitze einer solchen geistlichen Macht weiß wie ein Priester der katholischen Kirche als Stellvertreter Christi und Auspender der Gnadengeheimnisse des neuen Testaments? Welch eine Wonne des Geistes muß es für eine durch das Blut Christi erkaufte Menschenseele sein, einen so innigen Umgang mit Jesus zu pflegen und für sich und andere das hochheilige Opfer des neuen Bundes darzubringen! Der Priester steht wie kein anderer Sterblicher durch die Darbringung dieses Opfers an der Krippe und auf dem Kalvarienberge. Was ließe sich von dem Trost der Verwaltung der übrigen Gnaden-geheimnisse der Erlösung sagen, an deren Quelle der katholische Priester steht, um aus derselben

für sich und andere die Segnungen des Heiles zu schöpfen?

Ähnliches läßt sich aber auch von dem Glücke sagen, das jedem Angehörigen der katho-lischen Kirche durch den Gebrauch all jener Mittel des Heils zu teil wird, welche die Kirche durch ihr Wort und ihre Sakramente denselben bietet.

Lessing hätte eben so gut sagen können: „Wenn ich bedente, was ein katholischer Christ glaubt, so kann ich mir keinen Menschen denken, der sich glücklicher fühlt als ein Kind der katho-lischen Kirche." Der berühmte Lavater that es anstatt Lessings. Er sagt: „Ich halte den konsequenten (d. h. nach seinem Glauben leben-den) Katholiken für eines der verehrungs-würdigsten und glücklichsten Produkte der Mensch-heit." — Jawohl das glücklichste; denn der Katholik kostet durch die Gewißheit des heiligen Glaubens und seiner Verheißungen und durch die Tröstungen der Güter des heiligen Glau-bens, deren wir soeben erwähnten, jenen Frieden, dessen Süßigkeit, wie der Apostel be-zeugt, jeden Begriff übersteigt, und den weder die Welt noch eine andere Religion so kennt, noch geben kann.

Der Missionär Weninger erzählt, daß ihm bei Erneuerung einer Mission in Milwaukee nach der Predigt ein gebildeter Mann, ein Arzt in das Pfarrhaus gefolgt sei und sich ver-zweifelnd in einen Lehnstuhl geworfen habe. Der Missionär fragte ihn: „Mein Herr, was verlangen Sie von mir?" „Trost, Trost," war die Antwort. „Ich brauche Trost und finde denselben nicht in meiner Religion." „Wer sind Sie?" „Ich bin Methodist." „Haben Sie den Mut zu prüfen?" Pater Weninger unter-richtete den Arzt, nahm ihn feierlich in die Kirche auf, hörte seine Beichte und reichte ihm das allerheiligste Sakrament und mit demselben durch Jesum Christum den nie versiegenden Trost, nach welchem sein Herz so sehnsuchtsvoll verlangte.

Gar viele hervorragende Andersgläubige ahnten den Trost, den der Glaube der katho-lischen Kirche den Kindern derselben gibt, und sehnten sich danach; leider, daß sie oft nicht stark genug waren, den Weg, der zu ihr führt, durch Ueber-windung aller Hindernisse zu betreten, zu einem wahren und vollen Glauben zu gelangen und sich an dieser Quelle alles Trostes für Zeit und Ewigkeit zu laben!

—§§ Allerlei. —

Gemeinnütziges.

Senfmehl als Reinigungsmittel. Eine für die Praxis sehr wertvolle Eigenschaft des Senfmehls besteht darin, daß es, mit Wasser angerieben, Gerüche zerstört; es eignet sich daher trefflich als Waschmittel der Hände bei Behandlung ansteckender Krankheiten und nach dem Arbeiten mit Thran, Petroleum, Moschus, Baldrian, sauren Salzen u. s. w. Auch Gefäße aller Art und Wagschalen kann man damit geruchlos machen.

Denksprüche und Lebensregeln.

Glaubt ihr, man könne kosten vom Gemeinen?
Man muß es hassen oder ihm sich euen.

Was du Gutes thust, schreibe in Sand,
Was du empfängst, in Marmorwand!

Was man dem Menschen zwingend anerzieht, ist
nichtig;
Was man wohlwollend aus ihm herauszieht, ist
süchtig.

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am kräftigen Neuen
Sich stärken und freuen
Wird niemand gereuen.

Viel gejaget, wenig gefangen;
Viel gehört, wenig verstanden
Viel gesehen, nichts gemerkt:
Sind drei vergebliche Werk!

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr!
Zerbrich den Willen! Das ist mehr.

Hau' deinen Gößen mutig um,
Er sei Geld, Wolluß oder Ruhm!

Straf' led das Böse in's Gesicht,
Vergiß dich aber selber nicht!

Die Menschen sind nicht immer, was
sie scheinen, doch selten etwas Besseres.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt
man die Treue gegen Gott.

Vom Büchertisch.

Von den ausgezeichneten „Kalendern für Zeit und Ewigkeit“ des sel. Alban Stolz sind in neuen Auflagen erschienen: Der unendliche Gruß (60 Pfg.), Misericordia (50 Pfg.), Die Schule Gottes (50 Pfg.), Wer ist wie Gott? (50 Pfg.), Geister, Stern- und Menschenwelt (50 Pfg.), Das Vaterunser, 3. Teil (60 Pfg.). Eine ausgezeichnete Lektüre für das Volk. — Gleichzeitig weisen wir noch einmal hin auf die billige Volksausgabe der „Gesammelten Werke“ von Alban Stolz, erscheinend in 44 Lieferungen à 30 Pfg.

Rätsel.

Meine Erste, leicht beweglich,
Fülle in die leichte Zweite,
Und das leicht're Ganze sucht dann
In der Ersten schnell das Weiße!

Auflösung des Rätsels in Nr. 30:
Au.

Erklärung des Verirbildes in Nr. 30:

Man drehe das Bild um, dann wird aus dem
Hut des mittleren Mannes der Kopf des Spielers.

Verirbild.



„Sepp, da schau, der Nikolaus!“
„Wo denn nacha?“